

Süßstopp

Analyse Wie die »Sugar Tax« in Großbritannien wirkt – und was Deutschland gegen die Zuckerflut tut

● Großbritannien kassiert seit knapp zwei Jahren eine Zuckersteuer. Unternehmen, die ihre Getränke mit mehr als 5 Gramm pro 100 Milliliter Getränk versüßen, müssen 18 Pence je Liter an den Staat abgeben. Bei mehr als 8 Gramm sind es 24 Pence. Jetzt stellten Wissenschaftler von der Oxford University fest: Im Schnitt sank der Gehalt von Zucker in Erfrischungsgetränken um ein Drittel. Die Zitronenlimonade Sprite kommt sogar mit der Hälfte aus, mit 3,3 statt 6,6 Gramm. In der deutschen Sprite stecken 8,1 Gramm Zucker.

Die Briten mussten etwas tun: Knapp ein Drittel der Kinder im Land ist übergewichtig, bei den Erwachsenen ist es mehr als die Hälfte. Auch Länder wie Dänemark, Irland und Frankreich verlangen bereits eine Zuckersteuer.

In Deutschland reagierte Ernährungsministerin Julia Klöckner auf die Forderung zu handeln, indem sie eine Selbstverpflichtung einforderte. Bis 2025 sollen Firmen Salz, Zucker und Fett in ihren Produkten reduzieren – freiwillig.

Aber die Mediziner der Deutschen Diabetes Gesellschaft weigerten sich, dem Expertengremium der Ministerin beizutreten. Den Ärzten erscheinen Klöckners Taten wie Trippelschritte. Am Beispiel Großbritanniens sieht man, wie schnell der Zucker verschwindet, sobald er ernsthaft Geld kostet.

Die Folgen des süßen Überangebots sind auch hierzulande dramatisch. Zwei Drittel der Männer und die Hälfte der Frauen sind übergewichtig. Rund sieben Millionen Menschen in Deutschland sind bereits an Diabetes erkrankt, jedes Jahr kommen 500 000 Kranke dazu. 90 Prozent von ihnen leiden unter Diabetes mellitus Typ 2 – der Form der Krankheit, die nicht allein erblich bedingt ist, sondern bei der der Körper angesichts der Zuckerflut versagt. Ein weiterer Effekt der Steuer in Großbritannien ist übrigens: Der Verkauf von Wasser stieg sprunghaft an – um 23 Prozent.

Kerstin Kullmann

Lawinen

»Der Berg ist kein Spielplatz«



BRIVAT

Thomas Feistl, 36, ist Diplom-Meteorologe und erstellt für den Lawinenwarndienst Bayern täglich den Lagebericht. Er erklärt, wie seine Einschätzungen zustande kommen und warum das Recht, sich frei in Wald und Bergen bewegen zu dürfen, auch Pflichten birgt.

SPIEGEL: Herr Feistl, woher wissen Sie, wo und wann Lawinengefahr herrscht?

Feistl: Unsere 20 Stationen im bayerischen Gebirge vermessen die Schneehöhe, Oberflächentemperatur, die Temperatur in der Schneedecke und den Wind. Auf unseren 20 Schneemessfeldern graben unsere Beobachter alle zwei Wochen ein Profil, das uns zeigt, wie die einzelnen Schichten beschaffen sind. Dazu kommen 30 Helfer, die uns zweimal täglich aus Skigebieten oder von Skitouren berichten.

SPIEGEL: Wie arbeiten Sie mit den Skigebieten zusammen?

Feistl: Es gibt in Bayern 34 Gemeinden mit gefährdeten Bereichen. Die setzen unabhängig von uns Lawinenkommissionen ein, die die Situation vor Ort beurteilen

und eine Empfehlung abgeben, ob eine Straße oder Skipiste gesperrt werden muss.

SPIEGEL: Ganz grundsätzlich: Kann es passieren, dass man in Österreich am Gipfel steht und nebenan in Deutschland eine andere Lawinenwarnstufe gilt?

Feistl: Das kann schon sein. Den Lagebericht schreibt immer noch ein Mensch, der durchaus auch zu einer anderen Einschätzung kommen kann. Aber es gibt eine Vereinigung der europäischen Lawinenwarndienste, die gemeinsame Standards und Verfahrensabläufe definiert.

SPIEGEL: Und wenn für die deutsche Seite eine mäßige,

für die österreichische aber eine erhebliche Gefahr gilt?

Feistl: Dann greifen wir zum Telefon und fragen nach. Gemeinsam kommen wir oft zur gleichen Einschätzung. Wobei die Ländergrenzen häufig auch meteorologische Grenzen sind: Von Tirol nach Südtirol geht es über den Alpenhauptkamm. Da gibt es im Norden oft ganz andere Schneelagen als im Süden.

SPIEGEL: Wie kann man sich am besten vor Lawinen schützen?

Feistl: Wer sich noch nicht mit dem Thema befasst hat, sollte sich an die geöffneten Pisten und Wanderwege halten. Wer ins freie Gelände will, sollte einen Lawinenkurs machen. Dann muss man sich übers Wetter informieren, den

Lawinenlagebericht lesen und die richtige Ausrüstung dabei haben.

SPIEGEL: Woraus besteht die?

Feistl: Man braucht eine Lawinenschaufel, eine Sonde und ein Verschüttetensuchgerät. Damit muss man regelmäßig üben.

SPIEGEL: Wie kommt es zu solchen Unfällen wie in den vergangenen Wochen etwa in der Schweiz?

Feistl: Wir sind nicht verantwortlich für das, was die Leute im nicht überwachten Gelände machen. Da können Fehlentscheidungen getroffen werden. Wie es am Hang aussieht, wie Einzelne sich dabei entscheiden, können wir nicht beeinflussen.

SPIEGEL: Rund 90 Prozent der tödlichen Lawinenunfälle werden durch künstliche Belastung – also durch Menschen – ausgelöst. Sind wir zu viel in den Alpen unterwegs?

Feistl: Bei uns gibt es das freie Betretungsrecht in Feld, Wald und Gebirge. Das können und wollen wir nicht einschränken. Doch sobald die Menschen gesicherte Bereiche verlassen, sind sie auf eigene Verantwortung unterwegs. Und sie haben dabei auch Verantwortung für andere zu tragen. Jeder muss dabei wissen: Das Gebirge ist kein Spielplatz, der mit Gummimatten ausgelegt ist. Es gibt alpine Gefahren, derer man sich bewusst sein sollte. ☐☐



Warnschild in den Alpen

MICHAEL KRISTEN / IMAGO